

„Musik ist etwas Gefährliches“



Foto: privat

In seinen letzten Büchern hat **Wolf Wondratschek** häufiger Themen aus dem Bereich der klassischen Musik gewählt. Welchen Bezug er auch privat zu ihr hat, erzählt er im Interview mit Jörg Hillebrand, dessen Fragen er, wie es sich für einen Schriftsteller gehört, schriftlich beantwortet hat.

Jörg Hillebrand Herr Wondratschek, können Sie sich noch erinnern, wie klassische Musik in Ihr Leben Einzug gehalten hat?

Wolf Wondratschek Mein Vater spielte, nicht sehr ehrgeizig aber regelmäßig, zuhause Klavier, mit Vorliebe Sonaten von Beethoven, und ich hörte zu; übrigens als einziger seiner vier Söhne. Er nahm mich dann auch mit zu den Sinfoniekonzerten, für die er ein Abonnement hatte. Und dann durfte ich Cellospielen lernen, was ich viele Jahre lang mit großem Vergnügen tat. Musik, klassische Musik, war für mich von Beginn an etwas

zutiefst Beunruhigendes, für meinen Gemütszustand geradezu Gefährliches.

JH In einer autobiographischen Skizze schreiben Sie, dass Sie als Kind in Karlsruhe auf der Opernbühne gestanden hätten. Welche Rolle haben Sie dort in welcher Inszenierung gespielt?

WW Mein Musiklehrer (am Goethegymnasium in Karlsruhe) versorgte das Staatstheater mit Kindern, wenn diese für eine Inszenierung benötigt wurden, und ich war da natürlich sehr gerne dabei. Da waren sie, die großen Gefühle! Die Dramen der menschlichen Beziehungen! Liebe, Leidenschaft, Betrug und,

das vor allem, das Sterben. Ich war verrückt nach diesen Geschichten. Und ich schaffte es immer irgendwie, mir die Opern, in denen ich als Statist einen kurzen Auftritt hatte, von der Seitenbühne aus bis zum Ende anschauen zu können. Ich erinnere mich auch an die Ernüchterung, danach nach Hause gehen zu müssen und am nächsten Tag wieder zur Schule; eine Enttäuschung, die schwer zu verdauen war. Ich fühlte mich wie einer, der auf Entzug gesetzt wird.

JH Als Kind war Ihre Lieblingsoper „La Bohème“. Haben Sie auch als Erwachsener noch eine?

WW Das ändert sich nie. Es ist wie die Treue, die man zu dem Fußballverein seiner Kindheit hat; auch die bleibt einem ein Leben lang. Ich nahm „La Bohème“ damals wörtlich, denn ich träumte ja von einem Leben wie dem dieser Typen da unterm Dach. Rodolfo, der Dichter, das war ich. Eine romantische Schwärmerei, die ich, wenn Sie mein Leben ansehen, tatsächlich ein wenig wahrgemacht habe; was schön und ein Glück ist.

JH Dieses Jahr haben Sie die Eröffnungsrede der Garmischer Richard-Strauss-Tage gehalten. Was bedeuten Ihnen die Opern von Strauss?

WW Ich kenne sie, ehrlich gesagt, kaum. Wie mein Interesse an Opern dann Mitte, Ende der sechziger Jahre plötzlich überhaupt nachgelassen hat. Mir war auch die Gesellschaft, die die Opernhäuser füllt, zunehmend unerträglich geworden. Da waren mir die Leute in einem Jazzkeller oder die Blumenkinder von Woodstock lieber.

JH Könnten Sie sich vorstellen, ein Opernlibretto zu schreiben? Wenn ja, für wen am liebsten?

WW Daran habe ich nie gedacht. Aber wenn, dann hätte ich gerne etwas für Hans Werner Henze gemacht, mit ihm zusammen. Ich mochte seine Eleganz, die Art seiner Phantasie, seinen Hang zur politischen Radikalität sehr. Wir haben uns, als er in München die Musik-Biennale machte, auch privat ein wenig angefreundet.

JH Eberhard Schoener und Heiner Pudelko haben aus Ihren Texten Songs für Esther Ofarim und die Bluesrockband Interzone gemacht. Welche klassischen Komponisten haben Lyrik von Ihnen vertont?

WW Vor allen Wolfgang Rihm. 1988 wurde, auf die Initiative von August

Everding hin und zur festlichen Eröffnung des Prinzregententheaters, seine Vertonung einiger meiner mexikanischen Sonette (als Buch erschienen unter dem Titel „Die Einsamkeit der Männer“) uraufgeführt, ein geradezu gigantisches Werk für großes Orchester und Sopran. 1992 folgte, aufgeführt von Michael Gielen während der Salzburger Festspiele, das Requiem „Mein Tod – In memoriam Jane Seitz“. Und dann vertonte Rihm noch zwei meiner „Abschiedsstücke“ für Sopran und Kammerensemble. Nicht zu vergessen der Komponist Detlev Glanert, dessen zweite Sinfonie den Untertitel „Drei Gesänge aus ‚Carmen‘“ trägt – nach meinem „Carmen“-Gedicht.

„Ich hätte gern ein Libretto für Hans Werner Henze verfasst“

JH In Ihrem Roman „Mara“ halten Sie an einer Stelle ein kraftvolles Plädoyer für die zeitgenössische Musik, die Sie mit dem „Weltgericht“ vergleichen. „Die Schöpfung schrumpft“, heißt es dort, „dem Adler gehen im Fluge die Federn flöten, es plumpst der Himmel unters Mikroskop. Sprengsätze gehen hoch in Spieldosen. Ein Schmetterling zeigt seine Krallen.“ Und weiter: „Hört Ihr den Lärm, den die Rosen machen mit ihren Dornen. Wie laut das Innere aus den Bäumen bricht, und wie der Saft spritzt. Tod, schreit die Seele, sauf! Es dreht ein Fluch die Maulwürfe um unter der Erde. Es fallen Äste, die Schäfer erschlagen und Liebespaare, die da doch eben noch in ihrem reichen Schatten ruhten; das Publikum, zu Grabe getragen von Fröschen in Karnevalshüten.“ Haben Sie beim Schreiben dieser Passage an eine bestimmte Musik oder einen bestimmten Komponisten gedacht?

WW Nein, ich hatte ja genug gehört und das Beste davon noch im Ohr, genug Schnittke und Lachenmann und Rihm. Ich entschied mich, um meine Phantasie auf Betriebstemperatur zu bringen, mich überhaupt in die nötige Trance zu versetzen, Sätze wie die von Ihnen zitierten über zeitgenössische Musik überhaupt schreiben zu können, für eine andere Art von Seance: Ich ging mir in einem Wiener Museum Bilder von Hieronymus Bosch anschauen.

JH Ihr bereits erwähntes Gedicht „Carmen oder Bin ich das Arschloch der achtziger Jahre“ trägt die Gattungsbezeichnung „symphonisches Gedicht“. Heißt das, dass zwischen Ihrer Dichtung und einer Sinfonie formale Entsprechungen bestehen? Haben Sie musikalische Konstruktionsprinzipien auf die Sprache übertragen?

WW Ich sage das so, um etwas mir Wesentliches zu verdeutlichen. Dieses Gedicht wurde ganz bewusst in voller Tonalität, weit ausschwingend und mit der Verschwendungssucht eines vom Reichtum, den die Sprache hergibt, Berauschten entworfen und zum Teil so auch niedergeschrieben. Ein hoch romantischer

Gestus, wie ich zugebe. Aber was für eine Wahl hatte ich denn? Der Gegenstand dieser Dichtung ist eine Frau, und was für eine. Jeder kennt sie, zumindest jeder etwas ähnlich Gefährliches, Unberechenbares im eigenen Leben. Sie ist keine Unbekannte, in vielen Frauen anwesend, Seele als Fleisch. Da darf man weder im Denken, noch im Sprechen oder Empfinden kleinlich sein. Dann gibt es daneben natürlich ein ganzes Netzwerk von Anspielungen, Themen, deren Wiederholung etc., Homer mit Sonnenbrille in einer Stierkampfarena! Schnittke hat das Poly-Stilistik genannt. Die Zeitalter sind Zeitgenossen – und Zeugen.

JH Fritz Raddatz hat über Sie gesagt, Sie redeten nicht über Musik, sondern formten Musik zum Gesetz Ihres Stils. Kann man es vielleicht so ausdrücken?

WW Ein Glücksfall, wenn sich ausnahmsweise mal ein Kenner der Materie zur Kunst meines Erzählens äußert. Danach ist es wieder still. Ich höre zu, wie es still wird.

Biographie

Wolf Wondratschek, 1943 in Rudolstadt geboren, wuchs in Karlsruhe auf und studierte von 1962 bis 1967 Literaturwissenschaft, Philosophie und Soziologie in Heidelberg, Göttingen und Frankfurt. Seit 1967 lebt er als freier Schriftsteller in München, seit Mitte der 1990er Jahre ist Wien sein zweiter Wohnsitz.

JH Seit Mitte der neunziger Jahre leben Sie in Wien. Sie haben über diese Stadt geschrieben, dass sie unaufhörlich Musik spiele und dass Sie sich ihren „leise weinenden Wiederholungen“ überlassen hätten. Könnten Sie die Musik, die Wien für Sie spielt, genauer beschreiben?

WW Ich versuche, in Wien anonym zu leben, mehr noch als ein Unbekannter ein Ausgestoßener zu bleiben. Wenigstens ist das eine meiner Phantasien. Ich versuche, Wien auf eine Weise zu erleben, als hätte ich sie in verschiedenen Jahrhunderten bereits bewohnt, in verschiedenen Identitäten. Es ist ein Spiel. Keine komplizierten Regeln. Nichts einfacher in Wien, als mit Toten befreundet zu sein. Sie sind, wenn nicht Musiker, Tänzer, Trinker, Liebhaber, Unglückliche. Darüber schreibe ich, und zwar so, als könnte jedes Gespräch mit der Gegenwart auch gesungen werden.

JH Wie intensiv nehmen Sie das öffentliche Wiener Musikleben wahr? Gehen Sie häufig in die Oper oder ins Konzert, und wenn ja, wen oder was hören Sie am liebsten?

WW Opernkarten für eine Aufführung zu bekommen, die mitzuerleben sich



Foto: privat

Mit Hans Werner Henze bei der Münchner Biennale 1989.

lohnte, ist in Wien zeitaufwendig, teuer und eigentlich nur hintenherum möglich (was die Sache nicht billiger macht!). Den Musikverein ertrage ich eigentlich nur von einem der Stehplätze aus, die mit einer Pauschale von fünf Euro auch bezahlbar sind. Und überdies ist es schön, dort hinten zu stehen und nur zu hören, von jenen verschont, die hier seit hundert Jahren sitzen, und als Nachbarn all jene musikbesessenen, klangseligen, kinderingen Enthusiasten zu haben, Leute aus aller Herren Länder, mit dem Geigenkasten, dem Rucksack, die einfach nur die Musik hören wollen, staunend bis in die Fingerspitzen. Häufig bin ich dagegen anzutreffen in den Konzertsälen des Konzerthauses, Großer Saal, Mozart-Saal, wo

ich dank einiger meiner Bücher inzwischen ein paar Kontakte habe. Die Frequenz meiner Besuche hängt natürlich von meiner Tagesform ab, vom Grad meiner Erschöpfung, die ich der Arbeit an der Schreibmaschine verdanke. Es ist nicht leicht, sich nach dem Schreiben, als sei nichts passiert,

wieder unter Menschen zu begeben, weil mein Kopf noch zu sehr vibriert. Ich bin sogar unfähig, mich auf ihre Höflichkeiten einzustellen. Es kostet mich einfach zu viele Nerven, den üblichen Konsumenten klassischer Konzerte auch nur auf die Entfernung zu ertragen.

JH Seit Sie in Wien leben, spielt die klassische Musik in Ihrem literarischen Werk eine zentrale Rolle. Zufall oder

Inspiration durch die reiche Musikgeschichte der Stadt?

WW Ich denke, das gibt sich wieder, wenn ich in ferner Zukunft eine andere Stadt als Aufenthaltsort wähle.

JH In Ihrem Roman „Mozarts Friseur“ taucht der Komponist plötzlich im Wien der Jetztzeit wieder auf. Sie beschreiben ihn allerdings nicht gerade als sympathischen Menschen. Hätten Sie Mozart gern persönlich kennen gelernt?

WW Ich finde den Mozart, der, wie ich erzähle, im Jahre 2001 in Wien in einem Friseurgeschäft als Kunde auftaucht, keineswegs unsympathisch, im Gegenteil. Mein Portrait zeigt einen außergewöhnlich interessanten alten Mann, der, wie ich finde, sehr kluge Dinge sagt. Ich hab ihn gern so. Ob ich ihn gern persönlich kennen gelernt hätte? Eher nein. Mir wäre, wenn ich die Wahl hätte, die Gesellschaft Schuberts und seiner Freunde abends, wenn sie ausgelassen waren, rauchten, tranken, redeten und musizierten, lieber gewesen.

JH In „Mara“ erzählt ein Stradivari-Cello von 1711 seinen eigenen Lebensweg. Sie haben das Instrument, das es wirklich gibt, eines Tages zufällig bei einem Wiener Geigenbaumeister gesehen. Was haben Sie unternommen, um seine Geschichte zu recherchieren? Wie viel an der Erzählung ist historische Wahrheit, wie viel hinzugedichtet?

WW Viel verdanke ich Marcel Richters, wie jener Wiener Geigenbaumeister heißt, in dessen Werkstatt das Cello auf dem Tisch lag, die Decke abgenommen, so dass man hineinschauen konnte in sein Innenleben. Und dann natürlich dem, der das „Mara“ spielt, Heinrich Schiff, der sich Zeit nahm für all meine Fragen und selbst viel Material gesammelt hatte,

Buch-Tipps

- Die große Beleidigung; Hanser/DTV
- Mara; Hanser/DTV
- Mozarts Friseur; Hanser/DTV



Hörbuch-Tipps

- Die große Beleidigung; gelesen von Kirsten Dene und Wolf Wondratschek; Zweitausendeins
- Mara; gelesen von Wolf Wondratschek; Hörverlag

Internet

www.wolf-wondratschek.de

das er mir zur Verfügung stellte. Und anderen wie jenem jungen Geiger, der damals bei mir ein und aus ging und der sich, wie sich herausstellte, in Wien, seiner Musik- und Instrumentengeschichte gut genug auskannte, um mir mit Informationen dienen zu können, und dem ich ebenfalls zu danken hätte. Es waren am Ende sehr viele, mit denen ich sprach. Die zweite Frage ist nicht leicht zu beantworten. Wir haben es mit einem Stradivari-Instrument als Erzähler zu tun, einem jedenfalls einfallreichen Lebewesen. Und wie wir das von uns selbst kennen, wenn wir uns an Ereignisse erinnern, die lange zurückliegen, verändern wir die Dinge beim Erzählen. Wir sind subjektiv, wählen aus, übertreiben da und dort, haben Vorlieben für das eine oder andere Detail. Wir suchen, schon aus Verantwortung für die historische Wahrheit heraus, das Wesentliche – und opfern, um es zu finden, manchmal die objektive Genauigkeit. Sagen wir es vielleicht am besten so: Ich habe dem Gedächtnis meines Erzählers immer vertraut und sein Talent zum Erzählen bewundert.

JH Abgesehen von der reinen Instrumentengeschichte verrät das Buch große, geradezu intime Kenntnis der klassischen Musikwelt und ihrer Künstler. Verkehren Sie regelmäßig in dieser Welt, oder woher nehmen Sie ihr Wissen?

„Ich höre am liebsten Klavier-, Kammer- und Neue Musik“

WW Schön, von Fachleuten Komplimente dieser Art zu bekommen. Danke. Na ja, ich bin gern mit ausübenden Musikern zusammen und mit einigen inzwischen gut genug befreundet, um auch manches zu erfahren, was nicht für fremde Ohren bestimmt ist. Wobei, um das zu berichtigen, nicht ich in ihre Welt eintrete, sondern die Virtuosen sind es, die ihrer Welt entfliehen wollen und sich für einen Abend gern in eine andere, in meine begeben.

JH In Ihrer Erzählung „Die große Beleidigung“ geht es um das krankhafte Lampenfieber eines Geigensolisten. Dieses Thema zu recherchieren ist nicht leicht, weil Betroffene kaum je über ihr Problem offen sprechen. Liegt der Geschichte eine wahre Begebenheit zugrunde?

WW Ja. Aber der Mann ist untergetaucht, mit gefälschten Pässen auf der Flucht und wird, wie ich erfahren habe, inzwischen von Interpol gesucht, weshalb ich hier nicht deutlicher werden will. Wie zu vermuten wegen krimineller Machenschaften in Zusammenhang mit Instrumenten! Neben dem Lampenfieber (als Krankheit) ein anderes heikles Thema, über das ich eine eigene Erzählung (mit dem seltsamen Titel „Leise Klopfgeräusche im Holz dreibeiniger Tische“) geschrieben habe. Im Moment denke ich darüber nach, ob ich mich nicht noch einmal um den Mann kümmern, ihn suchen gehen sollte. Treibt er sich wirklich, wie manche vermuten, im Norden Chinas herum, im Gepäck wertvolle Geigen?

JH Die Solisten von heute leiden nicht nur wie Victor Auermann unter dem Druck des Publikums, sondern auch unter dem des immer stärker von Profitdenken geprägten Musikmarktes. Kann unter solchen Bedingungen überhaupt noch gute Musik entstehen?

WW Kann, und man wundert sich darüber, zu Recht. Aber alle Befürchtungen sind gegenstandslos, wenn man Musiker hört wie Gidon Kremer, Yuri Bashmet, Till Fellner, Radu Lupu, Heinrich Schiff oder, als Dank für viele Konzerte seien auch sie genannt, das Alban-Berg-Quartett. Das alles sind Künstler, die keinen



Am Cello mit Sohn Raoul 1996.

einigen Jahren einen Boom im Literatursektor. Freut es Sie, dass dadurch die Kunstform des Hörspiels, zu der Sie selbst beigetragen haben, wieder zu neuen Ehren kommt?

WW Das interessiert mich nicht sehr, weil ich selber es zu sehr liebe, ein Buch in der Hand zu haben, es aufzuschlagen, nach und nach die Seiten umzublättern, auch wieder zurückgehen zu können zu einer Stelle, die ich vielleicht zu schnell, zu flüchtig gelesen habe. Ich habe die Angewohnheit, Sätze zu unterstreichen, an die Ränder Bemerkungen zu schreiben. Das ist das Erlebnis! Aber dazu braucht man Zeit. Und ich, ich habe dazu die Zeit.

JH Sie haben aber auch selbst eigene Prosatexte eingesprochen. Glauben Sie nicht, dass die Hörbuchwelle dazu beiträgt, die ohnehin schwache Lesekompetenz der Deutschen weiter zu schwächen?

WW Ja, eindeutig. Das ist so. Leider ist das so. Und es ist bedauerlich, sehr bedauerlich. Aber die Sache ganz zu verdammen fällt mir trotzdem schwer, denn es sind Tondokumente – und es hat ja was, die Stimme von Bert Brecht oder Ezra Pound zu hören, von Beckett oder Tabori oder Ernst Jandl.

JH Was sind Ihre literarischen Zukunftspläne? Wird die klassische Musik dabei weiterhin eine Rolle spielen?

WW Tut mir leid, aber darüber kann und will ich keine Auskunft geben. Ich kenne das Buch, das ich schreiben werde, noch nicht. Ich weiß nicht einmal, ob es mir je wieder gelingen wird, eines zu schreiben, jedenfalls eines, das geschrieben zu haben meine Leser erfreut – und meinem Ruhm dient. ■

Verrat üben an dem, was sie tun. Vielleicht, weil sie selbst es sind, die die Bedingungen bestimmen, unter denen sie auftreten.

JH Musikmarkt, das heißt auch und vor allem Tonträgermarkt. Hören Sie selbst gerne Musik von Schallplatten? Sind Sie vielleicht sogar ein Plattensammler? Wenn ja, welche sind Ihre Lieblingsplatten?

WW Lassen Sie es mich so sagen: Ich höre, auf Tonträgern wie auch live im Konzert, am liebsten nur noch Klaviermusik – und, ja, das besonders, Kammermusik. Und Musik der Moderne, meine Zeitgenossen, was Vorteile hat: Das Publikum ist entsprechend ausgedünnt, aber kompetent, und man bekommt an der Abendkasse mit Sicherheit immer noch eine Karte.

JH Auf dem Tonträgermarkt gibt es seit